

Brauchen wir eine zweite Liturgiereform?

Gottesdienst zwischen verpaßten und bleibenden Chancen

Beim vorliegenden Aufsatz handelt es sich um eine ausgearbeitete und etwas erweiterte Fassung von Gedanken, die bei der Tagung des Abt-Herwegen-Instituts in Maria Laach im Jahre 1974 vorgetragen wurden. Herrn Prior Dr. P. E. v. SEVERUS OSB sei auch an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

„Keine antike Humanität, kein östlicher Tiefsinn, kein neuzeitliches Übermenschentum hat je die Welt so ernst genommen wie der christliche Glaube.“ Ist das christliche Hybris oder eine Herausforderung? Jedenfalls ist es ein Zitat¹. Es handelt sich um einen Ausspruch von ROMANO GUARDINI (1885–1968), eines Mannes, der zu den Verdienten der Wissenschaft, nicht zuletzt der Theologie – letzteres freilich in gewissem Verständnis – zählt.

Jüngst hat man (B. NEUNHEUSER) in einer Rezension hinsichtlich GUARDINIS bemerkt, daß gerade die liturgische Sparte, ein Sektor, in dem er direkt oder indirekt zeit lebens beheimatet blieb (vgl. die Anfänge auf Burg Rothenfels bis hin zum Brief aus Anlaß des Liturgischen Kongresses in Mainz 1964), bei der Würdigung seines Lebens leider oft vergessen wird². Wenn in diesem Zusammenhang der Name GUARDINI fällt, ist damit zugleich ein Schritt auf ein Spannungsfeld getan, und zwar nicht zuletzt auf das im Thema Angeklungene. Als Beispiel sei die Abtei Maria Laach herausgegriffen (eine der Quellen liturgischer Erneuerung, die sich bald mit anderen Rinnsalen zum großen Strom Liturgie-Reform vereinigte) samt ihrem damligen bedeutsamen Abt ILDEFONS HERWEGEN (1874–1946)³. GUARDINI steht mit seiner Schrift „Vom Geist der Liturgie“ (1918) am Anfang der Laacher Schriftenreihe „Ecclesia orans“; dieses Werk hat mehrere Neuauflagen erlebt⁴. Sein Name zielt andererseits den Beginn des „Jahrbuch für Liturgiewissenschaft“ (1921 ff.); von letzterem freilich nur die ersten beiden Bände. Dieses Faktum hat Hintergründe eigener Art⁵. Beispielsweise unterschiedliche Konzeptionen des Herausgeberteams, die nicht leicht unter einen Hut zu bringen waren. Es ist nicht Zweck der jetzigen Überlegung, den besagten Positionen im einzelnen nachzugehen. Es soll nur gleich zu Beginn aphoristisch ins Gedächtnis gerufen werden, daß auch am Anfang des großen Aufbruchs der Liturgie nach dem ersten Weltkrieg mancherlei Meinungsverschiedenheiten auszutragen waren. Bringen wir dazu noch den Namen PIUS PARSCH (1884–1954) ins Spiel, wird das in manchem noch deutlicher⁶.

Doch alles in allem: Wenn ein Mann wie GUARDINI – der an seiner Kirche auch oft litt – ein derartiges Zitat wie das am Anfang genannte prägte, wird das wohl viele, auch solche, die im Detail nicht in allem mit ihm und den gegenwärtigen Verhältnissen konform gehen, nachdenklich stimmen. Vielleicht kann man noch einen Schritt weitergehen, obwohl das möglicherweise für manche, die mit Gegenfakten aus der Kirchengeschichte aufwarten, eine Zumutung bedeutet. Angenommen, GUARDINI meint,

daß das Christentum zumindest *in seinem Bemühen* die Größe sei, welche die Welt so ernst genommen hat wie keine andere sonst? Diese Auslegung als mögliche angesetzt, muß aber redlicherweise dann doch auch der Einwand der anderen Seite Berücksichtigung finden. Er lautet: wie kommt es, daß es vielen bei einer solchen Aussage etwas unbehaglich wird? Und zwar, weil sie ohne lange Überlegung sofort dies oder jenes nennen könnten, was die besagte These zumindest etwas löcherig macht!

Vielleicht erscheint einigen nun der „Ruf, zur Sache“, d. h. „zum Thema“ zu kommen, angebracht. Deshalb ein konkretes Wort zu unserem Vorhaben. Bei der hier versuchten Analyse geht es keineswegs darum, das ganze Gebiet von Theologie und Kirche hinsichtlich der mittels GUARDINI angesprochenen Problematik zu durchforsten. Unser Beitrag ist viel bescheidener. Er will nur ein Beispiel herauskehren. Dabei handelt es sich freilich zugleich doch auch darum, gewisse generelle Perspektiven herauszustellen. Solche, die nicht nur die hier speziell interessierenden Sparten Liturgie und Kerymatik betreffen, sondern in etwa die ganze Praktische Theologie bzw. Theologie und Kirche insgesamt.

Damit sei unser Blick auf das engere Thema gerichtet: Brauchen wir eine zweite Liturgiereform? Dabei ist von vornherein zu betonen, und zwar unter erneuter Anspielung auf GUARDINI'S Wort, daß es der Liturgiereform seit dem II. Vatikanischen Konzil (1962–1965) bis heute (das wäre also die erste Liturgiereform im hier gemeinten Sinn) keineswegs nur um Auswechslung einiger Texte und Riten ging, sondern um den theologischen und kirchlichen Stellenwert des Gottesdienstes allgemein. Einige der in dieser Hinsicht wichtigen Perspektiven anzureißen, war deshalb auch der tiefere Sinn der zu Beginn mittels eines Rückblicks versuchten Vorfeldklärung. Ebenso aber gilt: Es gehört stets zur Pflicht der Theologie, in diesem Sinne weiterzuarbeiten. Das besagt: die Frage nach dem Wesen des Gottesdienstes immer wieder fundamental ins Auge zu fassen, um so im Geist Jesu und Vermächtnis des Konzils zu bleiben. Zur Akzentuierung unseres Problems mögen folgende Sätze dienen: Hat die Liturgiereform den Menschen wirklich ernst genommen? Und nimmt das, was daraus folgt, ihn noch immer ernst? Damit ist auch formal die Brücke zum einleitenden Wort von GUARDINI geschlagen.

Allerdings könnte beim Hören dieser zwei Sätze ein Mißverständnis entstehen. Deshalb zunächst eine Vorfrage:

I. Hat es die Liturgie nur mit „Ernstnehmen des Menschen“ zu tun?

Um es klar zu sagen: Liturgie hat keineswegs nur den Menschen im Auge. Ihr geht es um Gemeinschaft (Koinonia) zwischen Gott in Christus und der Gemeinde. Dies geschieht im Rahmen einer Gemeindeversammlung, die, phänomenologisch betrachtet, nach Art einer Feier (Fest) gestaltet ist. Und zwar einer Feier mit betont geistlichem Charakter. Besagte Komponenten gehören mit zu ihren Wesensmerkmalen (bzw. Unterscheidungskriterien). Die Gestaltungsmittel einer solchen Feier sind die dem Menschen eigentümlichen Medien der Kommunikation, und zwar alle: Hören (Wort, Aku-

stisches), Schauen (Bild, Optisches) und das weite Feld des Kontaktsinnbereichs (Berührung, Duft, Geschmack).

Dabei darf freilich etwas nicht vergessen werden. Diese Elemente sind zwar unverzichtbar, doch stellen sie nicht das Eigentliche dar. Sie bilden nur das Spannungsfeld, auf dem es zum Eigentlichen kommt (bzw. kommen kann oder sollte). Koinonia zwischen Gott in Christus und dem Menschen sowie untereinander – so lautet dieses Eigentliche, d. h. der Kern der Liturgie. Und damit hinsichtlich Gottes auch alles dessen, was darin inbegriffen ist: Offenbarung, Lobpreis, Dank, Bitte usw.

Das eine entscheidende Kriterium für Liturgie ist also Gott. Das andere aber, das mit ihm zusammenhängt und auf das man ebensowenig verzichten kann, lautet: der Mensch. Es geht ja darum, *ihm* zu offenbaren, *ihm* zu heilen und *ihm* die wahren Hintergründe des Lebens zu enthüllen. Ihm zu zeigen, wie die wesentlichen Dimensionen seines Lebens ausschauen. Dazu aber ist es stets erforderlich, den konkreten Menschen, d. h. den der jeweiligen Zeit ins Visier zu fassen. Seine Stärken und Schwächen aufzuspüren, seine Sorgen und Freuden. Gott ist (stets) zur Stelle.

Zur Aufgabe der Liturgie gehört es u. a., dem Menschen ein Angebot zu machen, ihn zu suchen, auf seine Fragen einzugehen. Der Mensch soll merken, daß Gott sein Gott ist. Da sich aber die Menschenwelt in stetem Wandel befindet – sie wandelt sich auf Vollendung, den Punkt Omega hin – muß Gottesdienst immer das Jetzt umgreifen. Denn „Heute“ ist die Stunde des Heiles, heute müssen Impulse zur Vollendung gegeben werden. Das besagt im Grunde das „Hodie – Heute“, das in den Texten der Liturgie immer wieder anklingt⁷. So betrachtet ist Gottesdienst in gewisser Beziehung naturnotwendig (auch) immer „Liturgie im Wandel“.

Doch wie steht es nun mit dem „Bleibenden“? Oder ist etwa alles nur Wandel? Keineswegs! Wie ist das zu verstehen? Nehmen wir ein Beispiel zu Hilfe. Zuneigung, Liebe, eines der Grundphänomene des Lebens, ist einerseits ein durch alle Zeiten feststellbares kontinuierliches Element. Andererseits begegnet es uns doch zugleich immer unterschiedlich: Freunde, Kinder, Partner lieben und liebten sich, und doch tun sie es je anders. Ähnlich enthält auch Gottesdienst bleibende, unveränderliche Werte. Er ist aber doch zugleich vielgestaltig und variabel bzw. muß es sein. Er muß Antworten auf konkrete Fragen geben, darf nicht im Abstrakten bleiben. Von daher war Liturgie beispielsweise anders zur Zeit des Altertums, anders nach dem ersten Weltkrieg. Konsequenterweise wird sie bei Kindern, bei Jugendlichen oder bei Menschen auf der Höhe des Lebens je anders ausschauen. Und zwar: weil sie den Kairos der jeweiligen Heilstunde beachten und ihm zu Hilfe kommen will und muß.

Ist das Utopie? Überforderung? Nehmen wir zur Beleuchtung der Situation die neutestamentlichen Schriften. Synoptiker, Johannes oder Paulus kreisen zwar um gleiche Themen, doch bieten sie uns je andere Begriffe und haben unterschiedliche Zielgruppen und Probleme im Auge. Will Liturgie Verkündigung des Herrn hier und heute sein, darf sie sich nicht fürchten, den Intentionen der soeben genannten Theologen der großen Wende auch hier zu folgen. Sie muß, um mit Jesus und der Bibel zu sprechen: Kinder auf den Schoß nehmen und sie segnen (Mk 10, 16), sie muß mit Nikodemus (Joh 3, 1 ff.) reden, sich mit der Frau am Jakobsbrunnen (Joh 4, 5 ff.) beschäftigen und mit all den andern. Gerade heute. – Damit zu einer wichtigen (ersten) Hauptfrage.

II. Akzente der Liturgie seit dem II. Vatikanum

Um die gegenwärtige Lage richtig einzuschätzen, ist ein Blick in die uns umgebende Landschaft äußerst heilsam. Schlagwortartig kann man die liturgische Situation der letzten Zeit kurz umschreiben: Im Koordinatensystem des II. Vatikanums. Dazu einige Striche.

a) Was war zuvor

Es ist ein hartnäckig eingebürgertes Vorurteil, die Liturgie zwischen dem Konzil von Trient und dem II. Vatikanum sei ganz und gar erstarrt gewesen⁸. Eine solche Behauptung kann nur aufrechterhalten, wer Geschichte nicht wirklich kennt, Einzelzüge verabsolutiert oder sein Wissen nur aus Kompendien bestimmter Prägung schöpft.

Wahr an obiger Behauptung freilich ist, daß ein Teil des Gottesdienstes nahezu eingefroren war. Das gilt etwa vom Pontificale Romanum des Jahres 1596, das, für die Gesamtkirche verbindlich gemacht, bis ins 20. Jahrhundert fast unverändert blieb. Das betrifft ähnlich das römische Missale (seit 1570) und das römische Brevier (seit 1568), also Bücher, die sich nach und nach auch in den Bistümern (z. B. Deutschlands) einbürgerten, denen das Trienter Konzil ihre Liturgiehoheit auf diesem Sektor bestätigt hatte. Etwas weniger gilt das schon vom Rituale, das heißt dem Buch, das sich, jedenfalls mehr als die anderen, dem Uniformismus und Zentralismus entziehen konnte. Doch hatte Gottesdienst in der Vergangenheit – ähnlich wie heute – eine größere Reichhaltigkeit als etwa aus den Formularen der genannten Bücher abzulesen ist. Um das zu begreifen, erscheint es freilich nötig, von Liturgie einen weiträumigen Begriff anzusetzen, nicht einen rubrizistisch verengten (so wichtig die rechtliche Seite des Gottesdienstes auch ist).

Nehmen wir Liturgie in einem solchen umfassenden Sinne, d. h. beziehen alles das ein, was unter den einzig sachgemäßen Begriff „Gemeinschaftsgottesdienst der Kirche“ fällt, trifft das Bild vom Einheitsschema nicht zu. Es zeigt sich nämlich auch in der Vergangenheit eine reiche Vielfalt. Bedauerlich freilich ist, daß dem Gottesdienst zu einer gewissen Zeit ein Begriff übergestülpt wurde, der es ermöglichte, bestimmte seiner Formen als „nichtliturgisch“ abzuqualifizieren und sie so eliminieren zu können. Dies wird ganz eklatant deutlich an Ordnungen, die, genannt seien etwa liturgische Elemente der Osterfeier (Auferstehungsdramatisierung, Osterspiel), zeitweise in echten liturgischen Büchern enthalten waren, später aber, als Paraliturgie gebrandmarkt, daraus und damit aus dem liturgischen Leben verschwanden. Erläuternd muß hinsichtlich dieses Problems angemerkt werden, daß hier keinesfalls alle Details früherer Zeit hochgepriesen werden sollen. Die Frage des „liturgischen Stils“ ist nämlich eine Sache für sich!

Trotz der soeben gemachten Einschränkung fordert die Behauptung natürlich zur Frage heraus: Wie steht es denn grundsätzlich mit den angeblich so bewegten liturgischen Formen früherer Zeit, wie sahen sie aus, sind sie nicht überlebt? Anders gefragt: Kommen in ihnen etwa Werte vor, die stabileren Kurs haben, Inflationen überdauern, solche die in der Kultur des 20. Jahrhunderts noch etwas zu sagen haben? Um dies zu beantworten, genüge es, hier auf die überschäumenden, nicht in ein Schema

preßbaren Formen des Barock zu verweisen, auf die ernsthaften Bemühungen der positiven Aufklärung (beispielsweise gerade im süddeutschen Raum, etwa Konstanz und Umkreis), auf die ernstgemeinten Versuche zur Einbürgerung des deutschen Kirchenliedes, die liturgischen Erneuerungsbewegungen des 19. Jahrhunderts, auf das liturgische Volksbrauchtum, Andachten, Prozessionen und vieles andere mehr. Bei genauerem Zusehen entdeckt man nämlich durchaus, daß darin Grundanliegen verborgen sind, die zu den stabilen Faktoren echter Liturgie zählen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei wiederholt: Es geht hier nicht darum, alle einzelnen Formen dieser Epochen zu kanonisieren. Der Vergleichspunkt liegt vielmehr anderswo. Liturgie ist Feier, sie braucht das Erlebnis, sie benötigt das enthusiastische, sie braucht aber auch das rationabile. Sie lebt aus dem Mysterium, kann aber auf das „verständliche“ ebensowenig verzichten. Wohlgemerkt: in diesem Sinne ist es bedauerlich, daß Liturgie sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts so stark verengte, daß Lebendiges abgeschnitten wurde und man verschiedene Ströme auseinanderdividiert hat. Als den Hauptstrom, für viele den einzig legitimen, sah man die offizielle Liturgie an: römisches Missale, Brevier usw. Liturgie gab sich gewissermaßen akademisch. Ideal war: Erhaben, geordnet, römisch-nüchtern, fast möchte man sagen „über Raum und Zeit erhoben“ — und damit freilich oft „blutleer“, langweilig. Daneben aber läuft stets ein anderer Strom: Das Lebendige, das nicht in Kategorien Verpackte, das Wachsende, freilich auch Ausufernde. Das, was den Kern immer wieder sprengt, neue Formen bildet, blüht, Frucht bringt und vergeht — so wie das Leben. Wenn gesagt wurde „bedauerlich“, dann hier nicht aus denkmalspflegerischen Gründen (so wichtig Denkmalspflege ist). Vielmehr deswegen: weil die „offizielle“, kodifizierte und approbierte Liturgie die wirkliche Welt oft zu wenig ernst nahm. Vor allem: weil es nach erfolgversprechenden Ansätzen und Wegen zur Begegnung immer wieder zu Verhärtungen kam. Weil daraus zwangsweise zwei „Klassen“ der Liturgie gemacht wurden: Idealform und Zugeständnis.

Es scheint so, daß wir gegenwärtig wieder drauf und dran sind, diese „Lehren aus der Geschichte“ zu mißachten. Und dazu: daß wir auf die sich stets neu stellende Alternative „ausreißen“ oder „wachsen lassen bis zur Ernte“ (Mt 13, 24 ff.) oft überhitzt ohne echte Gelassenheit reagieren.

Dabei weiß jeder Liturgiegeschichtler, daß im Gottesdienst am Anfang das Wachstum und dann die „Verordnung“ steht. Ein Prozeß, der sich, zugegeben oder nicht, durch alle Jahrhunderte wiederholt. Kurios dabei ist, daß oftmals einst befehdete Formen später zu allgemein verordneten werden (und das gilt im Thomas-von-Aquin-Gedenkjahr [† 1274] und zugleich Bonaventura-Jahr [† 1274] nicht nur für diese beiden!). Um was es hier geht: Nicht zuerst das gute Porzellan unnötigerweise zerschlagen und dann notdürftig zusammenkitten müssen. Pflicht echter Liturgiewissenschaft muß es hier sein, und zwar gerade aus recht verstandener Tradition, Unkenrufe entgegenzutreten und, auch wenn es Schläge von verschiedenen Seiten hagelt, falschem Dirigismus zu widerstehen und seine Auswüchse zu brandmarken.

b) Was das Konzil uns gebracht hat

Es ist hier nicht Aufgabe, allen Details der genannten Entwicklung bis 1963 nachzugehen. Hinsichtlich der Generallinie kann jedoch etwas vereinfacht folgendes gesagt werden: Es gab auch Einsichtige, welche die Sackgassen erkannten. Entsprechende Bemühungen zur Verlebendigung des Gottesdienstes und zur Versöhnung zwischen „offizieller“ Liturgie und Leben⁹ münden nach mancherlei Wechselfällen schließlich in die Vorbereitungen zum II. Vatikanum und damit in die Konstitution über die Heilige Liturgie (1963). Dokumente sind vielfach trocken. Vor allem dann, wenn man sie ohne den geistesgeschichtlichen Hintergrund studiert, aus dem heraus sie entstanden. Versucht man aber, sie von entsprechendem Horizont her zu erfassen, gewinnt vieles Farbe. Das gilt auch betreffs der Liturgiekonstitution. Dabei kommt zunächst eindeutig heraus, daß nun eine neue Phase erreicht ist. Vor allem: Liturgie will nicht mehr nur akademisch bleiben, Liturgiewissenschaft sich nicht mehr in Rubrizistik, Philologie, Sakramentarforschung usw., so nötig das ist, erschöpfen. Und zwar, weil sie erkannt hat, daß eine Beschränkung darauf bedeutet: Sich den Ast absägen, auf dem man sitzt, sich die Lebensquelle verschließen. Zwar ist Sein mit Christus geschichtlichen Faktoren verpflichtet, kann deshalb auch Tradition nicht links liegenlassen. Letztlich wächst Leben mit Christus aber aus der Begegnung mit ihm hier und heute. Und zwar in der Begegnung zwischen ihm und Menschen einer sich wandelnden Zeit. Dem muß das Rechnung tragen, was als Kontaktraum für diese Begegnung dient. Das verlangt vor Christus und der Zeit verantwortbare Verkündigung, Liturgie und Diakonie.

Gemäß dieser Konzeption kommt die Liturgiekonstitution zu bis dahin nur von wenigen rückhaltlos gebilligten Aussagen wie: Erneuerung der Liturgie ist nötig, Teile der Liturgie sind dem Wandel unterworfen, bestimmte Partien der Liturgie müssen sich ändern, z. B. wenn sie dem inneren Wesen nicht entsprechen oder wenig geeignet sind. Oder: Die Gemeinde soll Texte und Handlungen leicht erfassen (also verstehen!) und mitvollziehen können¹⁰. Ferner ist die Rede von „berechtigter Vielfalt“ und dem, was damit zusammenhängt¹¹. Auch diesbezüglich kann man von einem echten Wandel sprechen, vergleicht man besagtes Ergebnis etwa mit manchen engherzigen Positionen, wie sie z. B. auf dem Tridentinum und danach bestanden.

Alles in allem geht es also der Liturgiekonstitution darum, das Leben, den Menschen wieder ernst zu nehmen. Kann man nun sagen: so ernst, wie „keine antike Humanität und kein neuzeitliches Übermenschentum“ es fertiggebracht haben (vgl. GUARDINI, Anfangszitat)?

Aus dem skizzierten generellen Neuansatz der Liturgiekonstitution wuchsen jedenfalls neue Erkenntnisse. Beispielsweise Sinnverschiebungen im Bereich dessen, was man früher mit „Volksliturgie“ bezeichnet hat. Es wurde schmerzlich bewußt, daß dieser Doppelbegriff (Volk–Laos) eigentlich ein bedauerliches Denkmal dafür ist, daß es weithin geistliches „Volkstum“ (d. h. Liturgie) ohne tatsächliches „Tun des Volkes“ bzw. „für das Volk“ gab. Und man zog daraus Konsequenzen. Aus diesem Ansatz wuchsen seinerseits wieder Folgerungen hinsichtlich liturgischer Modelle. Zunächst wurden Übergangsregelungen getroffen, dann eigenständige neue Formen geschaffen. Bis 1974, also 10 Jahre danach, sind sowohl die Musterausgaben für das Stundengebet als auch

die sakramentalen Ordnungen insgesamt erstellt¹². Was aussteht, ist die Edition für die Zeichenliturgie (Sakramentalien) sowie die Vervollständigung und Ergänzung der bereits editierten Ordnungen zu Pontifikale und Rituale.

Ohne Zweifel war es richtig, solche Mustereditionen zu erstellen. Vorsteher und Gemeinde brauchen sie. Vorlagen vermitteln zunächst einmal Grundperspektiven und das Gefüge der Feier. Sie tun das in plastischerer Weise als es „Dokumente und Paragraphen“ vermögen. Darüber hinaus liefern sie Bausteine für den Einzelvollzug. Sie geben außerdem Handreichungen und Anregungen für unterschiedliche Situationen. Ständige Improvisation ist ja unmöglich, wenig sinnvoll und überfordert den Menschen. Er lebt ja auch sonst in Rollen und mit Verhaltensmustern. Gerade sie können echte Hingabe erleichtern, hier: die Basis schaffen für echte Spiritualität und Meditation. Das heißt: an Hand eines geregelten Ablaufes, der nicht andauernd reflektiert werden muß usw., ergeben sich wertvolle Möglichkeiten zu vertiefter Erkenntnis, zum Erlebnis und zur Aktion. Vor allem: sie helfen zu sich selbst und zur Koinonia mit dem Göttlichen zu gelangen.

So weit, so gut. Es ist keine Frage, daß die liturgischen Ordnungen heutzutage bei weitem noch nicht ausgeschöpft sind. Ferner haben wir auch Bedauerliches zu beklagen. So kam es etwa im Zuge der Auflösung eingefahrener Formen zu extremen Lösungen, zu Einseitigkeiten. Im Grunde verwundert das nicht. Vor allem wenn man (Liturgiegeschichte im Hinterkopf) daran denkt, daß solche Positionen als Re-Aktion auf verflossene Zustände zu begreifen sind. Details solcher Extreme sind etwa: Ver-Wortung des Gottesdienstes, Geschwätzigkeit, Moralisieren, autoritäres Verhalten von Liturgen gegenüber der Gemeinde, Umfunktionieren des Gottesdienstes zu vordergründigen Zwecken und anderes mehr.

Doch müssen wir auch ehrlich bleiben. Das betrifft, um nur ein Beispiel zu nennen, etwa die Frage der Stille im Gottesdienst. Wenn sie heute fehlt, liegt das nicht an der Liturgiereform. Gerade sie hat uns ja verstärkt darauf aufmerksam gemacht und Wege zum Meditativen gewiesen. Erinnern wir uns noch an viele Gottesdienste vor der Reform? An Lateinische Choralämter, wo es für einen Organisten geradezu ein Akrobatikstück war, ja keine Pause entstehen zu lassen. An die Rubriken, die dem Liturgen höchstens nach der Kommunion eine kleine Stille („quiescit aliquantulum“) gestatteten? Ferner dürfen wir nicht, von negativen Zeiterscheinungen fixiert, das Gute übersehen. Und zwar einerseits: Das Gute, das oft wenig von sich reden macht und trotzdem wirkt. Daneben aber auch die Bemühungen, die mit Recht der Meinung sind, daß rasten zwar nötig ist (Schlagwort: Genug Reformen), aber auch Vorstufe zum Rosten sein kann. Dabei geht es gegenwärtig konkret darum, die vorhandenen frischen Impulse nicht versanden zu lassen bzw. sie abzuwürgen. Es heißt schon in den Anfängen zugleich einer Gefahr zu widerstehen, die, in etwas andersgelagerter Weise, der Liturgie bis in die jüngste Zeit hinein so zu schaffen gemacht hat. Es ist die Gefahr, nach wertvollen Erfolgen bald wieder den Kontakt zu den Realitäten zu verlieren. Solche Haltung führt zu lebensgefährlichen Verhärtungen, zu Mangelerscheinungen, zu Schwäche und Krankheit.

Es gibt noch eine andere Reaktion. Sie ist mitunter nicht weniger gefährlich. Wie wir wissen, hilft sich ein gefährdeter Organismus oft selbst. Er fiebert, um Artfremdes aus-

scheiden zu können. Dabei muß er aber leider wertvolle Kräfte zweckentfremdet verschleifen. Hat er die Krise überstanden, ist er im Rückstand, gezwungen aufzuholen. Dabei müssen möglicherweise Energiestöße verpaßt und in Kauf genommen, gewissermaßen „Sprünge“ gemacht werden. Das Negative solcher „Sprünge“ ist uns allen bekannt. Hinsichtlich des Gottesdienstes sei etwa an die Neueinführung bestimmter liturgischer Ordnungen zu einem fixierten Datum ohne gebührende Vorbereitung¹³ usw. erinnert.

Wollen wir derartige Umwege vermeiden, ist eine gesunde liturgiepastorale Strategie und Therapie nötig. Auf dem Wege dazu zunächst einige Gedanken zum gegenwärtigen Gesundheitszustand unseres „Helden“.

III. Wo stehen wir?

In der Geschichte begegnen uns nach Phasen des Enthusiasmus notwendigerweise immer wieder ruhigere Bahnen. Das versteht sich von selbst: Ein Organismus kann nicht ständig in Hochspannung leben. Außerdem: Es zeigt sich nach und nach, was brauchbare Impulse sind und wie man sie in tragfähige Elemente umwandeln kann. Auch müssen schädliche Extreme als solche erkannt werden, und es hat sich zu zeigen, ob das große Ganze die Kraft besitzt, das Negative positiv zu überholen. Alles in allem: Es kommt heraus, was realisierbar ist. So geht es auch mit kirchlichen Reformen, nicht zuletzt den gottesdienstlichen. So weit, so gut.

Dem aufmerksamen Beobachter der Geschichte entgeht freilich nicht, daß bei diesem Prozeß oft geradezu gegenläufige Positionen auftreten: Nachlassen des Schwungs, Müdigkeit, bedingt durch die Schwierigkeit der Umsetzung in praktikable Formen, mit denen man leben kann. Ferner etwa: möglicherweise Resignation und Kapitulation vor Problemen, Verhärtung von Standpunkten, Infragestellung des Wertes von Reformen überhaupt (die Frage „das Gute Alte“). Dazu kommt im Fluß des menschlichen Lebens, daß der These oft die Antithese folgt, ferner natürliche Abnutzungserscheinungen und alles, was damit zusammenhängt. Bedauerlich in diesem Zusammenhang: öffentlicher und stiller Auszug aus der Gemeinde, unfruchtbare öffentliche und stille Opposition. Dabei stellt sich die Frage: sind die Alten immer weise – nicht manchmal störrisch? Sind die Jungen immer wahrhaftig – nicht manchmal arrogant?

Als Ausdruck für die Lage nach dem Konzil möge das Schlagwort dienen: Kirche „zwischen vergebenen und offenen Chancen“¹⁴. Es gab und gibt beide. Jeder von uns kennt Beispiele. Solche, die weithin Allgemeingut sind, manche die bestimmte Gruppen betreffen, andere: Enttäuschungen, Leid, Wünsche und Hoffnungen, die Einzelherzen bewegen. Dazu gäbe es vieles zu sagen. Unser Augenmerk gilt jedoch hier vor allem der Liturgie. Ihre Situation läßt sich in eine polare Aussage fassen. Sie lautet: Genug der Reformen – eine zweite Liturgiereform ist dringend nötig¹⁵. Unsere Frage deshalb:

IV. Was erscheint unumgänglich nötig zur gegenwärtigen Stunde?

„Das Leben haben, und es in Fülle haben“ (Joh 10, 10), das ist Weg und Ziel christlichen Daseins. Vor diesem Hintergrund seien einige Aphorismen aufgezeigt zu dem, was gegenwärtig dringlich wäre. Sie versuchen im Blick auf die Geschichte und die Beobachtung der Zeit¹⁶ vor allem das der Praktischen Theologie aufgetragene Prinzip „Selbstvollzug der Kirche auf Zukunft hin“ bzw. „Mithilfe zur Verwirklichung des an sich Unwandelbaren in einer wandelbaren Welt“ ins Auge zu fassen.

a) Thesen zur Lage

Um die wesentlichen Perspektiven präzise in den Griff zu bekommen und die Position für Reflexion und Diskussion zweckentsprechend zu konzentrieren, seien nach altem theologischen Brauch einige Thesen vorgelegt. Wenn dabei manches etwas pointiert klingt, hängt das zum Teil mit dieser Ausdrucksform zusammen – aber auch nur „zum Teil“.

1. These

Liturgie und Liturgiewissenschaft müssen sich zu jeder Zeit ihrer Verantwortung bewußt sein, die sie gegenüber den beiden Hauptkomponenten Offenbarung und konkrete Menschheit hier und heute haben. Sie müssen kritisch fragen, sich selbst befragen lassen und bereit sein, aus den ehrlich gegebenen Antworten Konsequenzen für das kirchliche Handeln zu ziehen.

Mit dieser Aussage ist eindeutig gesagt, daß Gottesdienst nicht ein Metier um seiner selbst willen ist. Einerseits kein Spielzeug, kein Hobby, kein Tummelplatz für Dilettanten, Unzufriedene oder Störenfriede, und zwar auf verschiedenen Ebenen, auch auf der akademischen. Er ist kein Tummelplatz der Mode, kein Laufsteg für Primadonnen, er ist aber ebensowenig totes historisches Museum (obwohl echter Tradition verpflichtet), kein Jubiläumsfestzug (wenn auch gegenwärtig eine solche Versuchung mit dem Motto „Zehn Jahre Liturgiereform“ naheliegt).

Liturgie weiß sich vielmehr einerseits dem von Gott in Christus geschenkten Heil verpflichtet, andererseits dem Menschen in Freude und Bedrängnis und all dem, was Menschenherzen bewegt. Und zwar die Alten und Jungen, die Einfachen und Gebildeten. Hauptaufgabe der Liturgie ist es nicht, Näschereien oder Backrezepte zu vermitteln, sondern Speise, von der man leben kann: brauchbare, herzhaft, schmackhafte. Es wird Weißbrot, aber auch Vollkornbrot sein müssen. Frisches, aber zugleich auch bekömmliches. Kräftige und zugleich abwechslungsreiche Kost soll es sein, womit der Hausvater den Tisch deckt und die Gemeinde immer wieder überrascht¹⁷. Vor allem Speise der Freude. Brot, das den Versammelten Freude schenkt, auch wenn sie traurig kamen, Wein, der die Frohen fröhlich macht. Sie sei Fest, das auf dem Hintergrund des Übergangs steht, eines Phänomens, das aus dem großen Pascha erwächst und immer wieder Überwindung, Befreiung und Sieg feiert. Darum gehören zum Gottesdienst naturnotwendig auch Lobpreis und Dank!

Liturgiewissenschaft muß daneben kritisch sein und Kritik ertragen können. Jede Kritik wird immer irgendwie subjektiv sein. Pflicht aber ist es, dem Objektiven zuzustreben. Unbeirrt und ohne Ressentiment. Unbeeinflusst von unsachlichen Zwischenrufen muß sie sehen, hören und analysieren. Ohne zu schielen und ohne Opportunismus hat sie das gewonnene Urteil abzugeben. Daraus heißt es weitere Konsequenzen ziehen: nachdenken, meditieren, beten, beraten, handeln!

2. These

Um dem gerecht werden zu können, müssen auch der Liturgie und der Liturgiewissenschaft, ähnlich wie den anderen Zweigen der Theologie, speziell der Praktischen, effektive Möglichkeiten zugestanden werden, dem Rechnung zu tragen, was Christus geben will und was der heutige Mensch tatsächlich benötigt.

Das bedeutet ohne Zweifel primär: Wach sein, hinhören auf Gott und die Menschen. Das heißt stets in der Bereitschaft sein, aufzubrechen und auszuziehen. Das beinhaltet konkret: Wir haben keine bleibende Statt, sind auf dem Weg. Es geht um Wachstum und Entfaltung und dabei zunächst einmal vor allem um einen „Freiraum des Denkens“. Dieser Freiraum ist ein Phänomen, das legitim ist und auch vom II. Vatikanum zugestanden wurde. Hinsichtlich der Liturgie muß es dabei zunächst Aufgabe sein, diesen „Freiraum des Denkens“, dieses Prinzip der ständigen Erneuerung, stets in ihrer eigenen Tradition neu zu entdecken. Mit anderen Worten: Es handelt sich um die Suche des bleibend Neuen im Überlieferten.

Hier liegt auch, über Detailfragen hinaus, der Grund für die stets nötige Beschäftigung mit ihrer Vergangenheit, d. h. konkret der Liturgiegeschichte. Aber nicht im Sinne von blutleerer Registrierung von Fakten, eines schwärmerisch-wehmütigen „Es war einmal“ oder als Rüstkammer für apologetische Gefechte. Der Freiraum des Denkens wird als Wert erkannt, aus dem auch die Vergangenheit lebte und der zugleich als beständiger Wert lebensnotwendig ist. Da Kirche auf Vollendung hin angelegt wurde, kommt bei der Erkundung dieses Freiraums natürlich der Gegenwart, als dem Schnittpunkt von Vergangenheit und Zukunft, entscheidende Weichenstellung zu. Für das Heute ergibt sich daraus als Grundhaltung: Freudige Bejahung dieses kostbaren Fundes. Hinsichtlich der Zukunft heißt das: Entschlossenheit, diesen Freiraum auch zukünftig durchzuhalten. Das besagt: Neben Bindung an den Ursprung Suche des (bleibend) Neuen im Neuen, d. h. im von Gott geschenkten Kairos. Es geht ja um neue Wege in vor uns liegende Zukunft hinein.

3. These

Soll das geleistet werden, brauchen Liturgie und Liturgiewissenschaft Geist und Vertrauen. Zur Erreichung des Zieles ist es nötig zu planen, und zwar vor allem zukunftsverantwortlich und zugleich mit schöpferischer Phantasie.

Dies kann nur gelingen, wenn Geist mit im Spiel ist. Zunächst Geist von oben. Das Bewußtsein von ihm und die Bitte um ihn. Daneben geht es darum, menschlichen Geist zu investieren, das jeweilige Feld zu beobachten, Wege zu erkunden, sie dann aber auch zu beschreiten. Um das tun zu können, ist Vertrauen nötig. Vertrauen auf den, der hin-

ter dem Glauben steht. Aber auch Vertrauen untereinander. Letzteres betrifft ein mehrfaches: Vertrauen schenken — sich mit Vertrauen beschenken lassen — Vertrauen nicht verspielen.

Im einzelnen betrachtet handelt es sich dabei zunächst um Vertrauen auf der gleichen Ebene, d. h. gegenseitiges Vertrauen. Aber ebenso von oben nach unten und von unten nach oben. Das heißt: Vertrauen von seiten der Theologie und Kirche. Beispielsweise müssen Liturgie und Liturgiewissenschaft, und zwar noch mehr, als es geschieht, stets als zentrale Lebensäußerung der Kirche und als zentrales Fach der Theologie ergriffen und begriffen werden. Dazu kommt ein Weiteres: Vertrauen von seiten der Gemeinde. Es geht ja darum, gangbare Wege aufzuspüren; hier kann Mißtrauen tödlich sein. Gottesdienst besagt in diesem Sinnzusammenhang: ständiger Versuch einer feinernden Deutung von Mensch und Welt auf dem Hintergrund des Ewigen. Das beinhaltet stets Mühen, aber auch beständige Freude. In Zeiten des hellen Tageslichtes kann es leicht sein, einen Pfad zu finden. Bei Dunkelheit aber muß man sich an der Hand nehmen, darf die Verbindung zueinander nicht verlieren. Weder den Mutigen aufgeben noch den Bedächtigen.

4. These

Diesem Freiraum gilt es (mit Geist und Vertrauen), konkrete Wege zu bahnen.

Unsere Überlegung soll nicht in der Theorie steckenbleiben. Wie können wir solche Wege finden? Klar ist: Der Weg muß vorwärts gehen. Aber nicht planlos, nicht ziellos. Wir müssen den seitherigen Weg bedenken, uns fragen, was wir leisten können, sowie uns auf die Ausrüstung besinnen. Vor allem: überlegen, woran wir uns orientieren (Zukunft). Dabei erscheint nicht zuletzt die Frage wichtig: Wer zieht des Weges, wer geht ihn, wer soll ihn gehen, wer ist diese Gemeinde vor Gott?

a) Tradition

Planen heißt zunächst das Erreichte überdenken, für uns: sich bewußt werden, woher wir kommen. Liturgie kann nicht auf das verzichten, was man Überlieferung, Tradition nennt. Tradition recht verstanden! Das bedeutet: Der Blick zurück hilft die Gegenwart verstehen und die Möglichkeiten für die Zukunft realistisch einschätzen. Geschichtsforschung hat für die Gesellschaft und den einzelnen eine wichtige Funktion. Sie ist zunächst Rückblick auf Erfahrungen des Daseins. Ferner sichert Tradition die Kontinuität des Lebens, ermöglicht Einordnung und Wertung von Phänomenen. Gottesdienstlich betrachtet ist Tradition Erfahrungsniederschlag dessen, was als praktikabel gilt oder nicht (mehr) gelten kann. Im ganzen genommen stellt sie den Versuch der Generationen dar, das übernommene Gold in gangbare Werte umzumünzen. Sie bildet ein Reservoir unentwertbarer Güter, vermischt mit zeitbedingten. Entscheidend an ihr ist das, was zeitlosen Kurswert besitzt. Aber auch dessen Tragfähigkeit und Belastbarkeit hier und heute. Letztlich ist für die Liturgie Tradition im eigentlichen Sinne: der erste Liturgie, der Herr. Gerade ihn gilt es immer wieder im Gestrüpp der Jahrhunderte zu erkennen. Er schickt sein Volk auf den Weg, er steht aber auch am Ziel, es zu empfangen.

β) Weg in die Zukunft (Fort-Schritt)

Neben der Besinnung auf das Woher ist das Ziel der entscheidende Faktor. Dabei geht es nicht nur um das Endziel, sondern vor allem um die jeweils erreichbaren Etappenziele, die möglichen Stationen des Weges. Um diese Möglichkeiten realistisch einschätzen zu können, nützen Planspiele und Konstruktionen alleine nichts. Um zu erkennen, was können wir leisten, muß sich Liturgie vielmehr vor allem fragen: Wer zieht des Weges? Die Antwort lautet: Menschen unterschiedlicher Strukturen, und zwar solche des 20. Jahrhunderts. Mit anderen Worten: Es muß das Lebendige ins Auge gefaßt werden. Was ist dieses Lebendige? Für die Liturgie ist es das Konkrete. Das Konkrete ist nämlich das Lebendige. Der gegenwärtige Mensch mit seinen Stärken und Schwächen, seinen Freuden und seinem Kummer, seinen Erfolgen und Zielen. Um diesem Lebendigen zu dienen, ist vieles erforderlich. Neben dem bereits genannten vor allem: Glaube an auch unserer Zeit geschenkte Charismen, Optimismus, beharrliche und zielbewußte Arbeit nebst Geduld und ein guter Schuß echter (geistiger) Phantasie; ohne sie kommt kein schöpferisches Tun aus. Daneben Vertrauen auf den Menschen und seine Spontaneität – auch im Gottesdienst. Mit kurzen Worten – im Sinne GUARDINIS – gesagt: „Den Menschen ernst nehmen!“

Dabei heißt ernst nehmen begrifflich nicht: traurig sein oder finster. Ernst nehmen besagt hier letztlich vielmehr: Heiterkeit, die aus dem Göttlichen stammt und dabei alles zugleich doch „ernst nimmt“. Das meint: echt, wahrhaft und groß einschätzen. Es bedeutet: die Fähigkeit, auf Unwesentliches zu verzichten, Nichtnotwendiges beiseite zu lassen, insofern man es weglassen kann. Das beinhaltet auch: sich aufs Wesentliche konzentrieren, ohne das Detail zu unterschätzen. Letzteres deshalb, weil im Detail oft Wesentliches steckt. Was ist dieses Wesentliche für den Menschen? Es ist, so scheint es, das „Ecce homo“ in all seinen Dimensionen. Und zwar letztlich: gesagt über einen, der nur von einem Hintergrund eigener Art verstanden werden kann!

Daß bei diesem Prozeß etwas gewagt werden muß, ist klar. Daß dabei Umwege (die sich freilich meist erst später als solche herausstellen) möglich sind, verwundert nicht. Doch wir gehen ja mit Hoffnung, nicht alleine. Umwege, selbst manchmal Pessimismus, sind zwar eine bittere Gabe, aber zugleich auch eine Kraft, die zu dauerhaftem Wirken beflügeln und befähigen kann. Die anzuspornen vermag. Und zwar: Verstand, Wille und Gemüt!

b) Was bedeutet das konkret?

Liturgie ist zwar ein weiträumiges Gebilde, doch werden alle Bereiche von einem bestimmten Kraftfeld beherrscht. Deshalb betreffen Reformen auch immer irgendwie das Ganze. Daneben hat jede Zeit freilich auch gewisse Schwerpunkte und spezielle Reformprojekte. Einige der gegenwärtig vordringlichen seien nun genannt.

1. Leitlinien – Rubrizistik

Liturgischer Vollzug richtet sich nach Leitlinien, er bedarf deshalb gewisser Hilfestellung und Mustervorlagen. Gottesdienst darf aber nicht (wieder) dem Rubrizismus verfallen. Alle Christen, speziell die Liturgen (und das sind einerseits die Ordinierten, an-

derseits die Inhaber von Dienstämtern, z. B. Akolythen, Lektoren, Kantoren usw.), aber ebenso die ganze Gemeinde müssen Gottesdienst stets als lebendiges Geschehen erfahren und begreifen und demzufolge gestalten. Dazu ist es nötig, Liturgie verantwortbar vorzubereiten und zu planen; wohlgemerkt „planen“ – was nicht heißt „verplanen“! Mit Studium von Vorlagen und Regieanweisungen ist diese Forderung jedoch nicht erfüllt. Es heißt vielmehr zunächst schauen auf Gott und den Menschen bzw. die konkrete Gemeinde. Zwar muß die Kenntnis liturgischer (Spiel-)Regeln vorausgesetzt werden, nötig aber ist wesentlich mehr. Gottesdienst hat in gewisser Beziehung immer etwas Neues zu sein, obwohl er im Grunde stets gleich ist und mit wenigen meist bekannten Grundbausteinen gestaltet (wird). Das ist weit davon entfernt, immer „Novitäten“ bieten zu wollen oder gar zu schocken oder zu überrumpeln. Andererseits kann, nach dem Beispiel des Herrn, auch Entrüstung (Schock) und Beifall – vgl. Jesus in der Synagoge von Nazaret (Lk 4, 16 ff.) – mitunter ein heilsames Element des Gottesdienstes sein.

Wir können noch einen Schritt weitergehen. Liturgie ist im Grunde weniger Phänomene wie Drehbuch, Regieanweisung, Partitur verpflichtet als konkreter Kommunikation, also lebendigem Geschehen. Das heißt übertragen gesprochen: dem Hier, dem Heute, dem Fluidum und Charisma des Vollzuges, der „Aufführung“ an diesem Ort zu dieser Stunde. Parallelen aus dem Profanbereich sind beispielsweise: der kontaktfähige Redner in bestimmter Situation (was nicht heißt Schwätzer), das überzeugende Mysterienspiel, der begeisternde Sänger, überhaupt das im ursprünglichen Sinne verstandene Dramatische sowie das Phänomen Théâtreon (was nur unscharf mit Schauspiel wiedergegeben werden kann). Viele von uns haben es sicher schon erlebt: Echte Interpreten (Schauspieler) und echte Feiergemeinde, Vollzug, der die Grenzen des Alltags sprengt, der Freuden, Wünschen, Sehnsüchten, Ängsten und Bitten Ausdruck verleiht.

Dennoch bedeutet Liturgie mehr als etwa bloße Improvisation. Sie ist, wie erwähnt, auf Texte, Zeichen, Melodien und Regieanweisungen angewiesen. Das kann aber nicht gleichbedeutend sein mit „persolvieren“. Vielmehr geht es darum: mit Leben erfüllt feiern. Das bedeutet zunächst einmal, bestehende Anregungen und Vorlagen aufzugreifen und auszuschöpfen. Das besagt aber auch: sie verlebendigen, konkretisieren, adaptieren und Beziehungen aufzuspüren. Es heißt letztlich immer wieder: Altes entdecken und Neues ersinnen, um Göttliches und Menschliches feiernd zu interpretieren. Die Buchstabiertafeln dazu sind grundsätzlich alle dem Menschen geläufigen Chiffren des Lebens (Wort, Zeichen, Mahl), und sie finden sich auch, bildlich gesprochen, auf dem Markt des Lebens. Im Gottesdienst amalgamiert, sind sie aber nicht mehr (nur) „Jahrmakrt“, sondern „Christophoroi“ – Christusträger. Hinsichtlich des gerade in jüngster Zeit von vielen wieder energisch geforderten Elementes „Ordnung“ geht es stets darum, einen gangbaren Weg zwischen Chaos und Überorganisation zu finden.

2. Ausdrucksformen – Elemente

Das Gesagte betrifft, neben der soeben skizzierten grundsätzlichen Einstellung, speziell die Ausdrucksformen der Liturgie, und zwar alle. Das gilt zunächst für das Akustische allgemein, vor allem das Wort bzw. den Wortgottesdienst. Doch nicht nur für das

Wort im ursprünglichen Sinne, sondern für alle seine „Träger“, speziell die technischen Mittel, die, in der Schöpfung Jahrhunderte verborgen, nunmehr ans Licht gekommen sind. Bereicherung und Verlebendigung des Wortes besagt allerdings nicht Verbalismus – Überschwang usw. Es bedeutet vielmehr, die Kraft des Wortes zu erkennen und seine vielfältigen Formen zu nutzen. Es beinhaltet auch, die musikalischen Werte zu entdecken und stets das „Neue Lied“ (Offb 5, 9) anstimmen. Gerade hinsichtlich musikalischer Formen hat ja die Liturgiereform zu polaren Konzeptionen geführt. Wir müssen Verluste registrieren, dürfen aber auch Neugewinne buchen.

Das Gesagte betrifft noch mehr das Optische, also das Bildhafte allgemein, vor allem das Zeichen bzw. die Zeichenliturgie. Hier ist an die vielfältigen Ausprägungen zu denken, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausbildeten; zunächst Bild, Skulptur, Architektur und was damit zusammenhängt. Das geht ferner die modernen technischen Medien des Visuellen an. In erhöhtem Maße gilt das vom Darstellerischen, vom Szenischen, vom Dramatischen und Spiel in allen seinen Dimensionen. Hier wäre daran zu erinnern, daß der Bereich des Optischen gerade im katholischen und orthodoxen Gottesdienst schon immer zu den bevorzugten Medien gehörte.

Verlebendigung der Liturgie betrifft aber neben dem Akustischen und Optischen auch die noch ausstehenden Sinnenbereiche bzw. alle menschlichen Ausdrucksformen, die Kommunikation schaffen, samt ihren vielfältigen Kombinationen. Sie alle können ja zu Trägern transzendierender Koinonia werden. Dabei sind diese Phänomene stets in ihrer natürlichen Ausprägung (Wort; Geste) wie in ihren mannigfachen heutigen technischen Verlängerungen ins Auge zu fassen (Medien).

3. Das Detail

Was könnte das im Detail beinhalten? Mit anderen Worten: welche Forderungen müssen, wenn man den „Menschen ernst nehmen“ will (vgl. GUARDINI), heute an die Gestaltung des Gottesdienstes gestellt werden. In einer Zeit, in der sich das Menschliche in ganz bestimmten Formen ausgeprägt (bzw. hominiert) und emanzipiert. Wobei hier Emanzipation als legitime bzw. geradezu geforderte Entfaltung von Phänomenen gilt und sich aus dem Konzept Schöpfung und Entwicklung ergibt (also nicht „Emanzipation“ im Sinne einiger überspannter Gehirne unterschiedlichen Couleurs).

a) Allgemeines

Zunächst einmal sollte die (recht verstandene) *anthropologische Komponente* noch konsequenter berücksichtigt werden. Das ist kein falscher, unchristlicher Humanismus, sondern Ernstnehmen des Menschen, der von Gott gewollt. Das heißt beispielsweise, daß eine bessere Mischung der Gottesdienstarten (nicht nur Messe, Wortgottesdienst) und dabei wieder eine phantasievollere Variation der Formen (bei aller gebotenen Sorgfalt hinsichtlich notwendiger Grundstrukturen in entsprechenden Verhältnissen) erforderlich scheint. Genannt seien etwa Konsequenzen hinsichtlich altersmäßiger Schichtungen wie: Kinder, Jugend, Erwachsene, Senioren. Ferner spielt die lebensfunktionale Komponente eine Rolle, also der froh gestimmte Mensch und der bedrückte, der Gesunde und der Kranke. Wenn wir daran denken, daß Ansätze zu Maßfeiern für ein-

fachste Verhältnisse (also gestörte Entwicklung) und für Kinder (Normalentwicklung) vorhanden sind, wären derartige Konzepte auch in anderer Hinsicht planmäßig auszubauen. Das heißt: was für kranke Menschen und Kinder gilt, und zwar in den verschiedensten Bereichen, gilt doch nicht weniger für die sonstige überaus differenzierte Skala des Menschlichen. Dabei haben wir uns daran zu erinnern, daß es gerade hier mancherlei Schichtungen, Voraussetzungen, Erwartungen, Bildungsgrade, Anlässe, Gestimmtsein usw. gibt. Dazu kommt die Komponente, die man schematisiert etwa mit „geschlechteranthropologische Differenzierung“ umschreiben könnte (also die Polarität Mann und Frau)¹⁸. Damit sind nicht spezielle Männergottesdienste o. ä. gemeint oder behauptet, Männer seien rational, Frauen emotional. Es geht vielmehr hier darum, die in der Schöpfungswirklichkeit vorhandene Polarität, die sich in der Geschlechterdifferenzierung und Anziehung verschiedentlich gewissermaßen exemplarisch-typisch ausdrückt, noch stärker im Gottesdienst zu berücksichtigen. Etwa Feiern mit mehr intellektuellem Akzent („Die Botschaft, Information“), Liturgie mit betont meditativ-gemüthafter Komponente, Gottesdienste mit dem Schwerpunkt Wollen, Engagement, Aktion. Dabei mußte auch darauf geachtet werden, daß im Normalfall eine gesunde Mischung besagter Elemente vor Einseitigkeiten bewahren hilft.

Nicht unterschlagen sei, daß die modernen Erkenntnisse hinsichtlich Kleingruppen, Großgruppen usw. noch mehr bedacht werden müßten. Beispielsweise unterliegt eine Hauseucharistiefeyer anderen Voraussetzungen als ein Gottesdienst bei Weltkongressen; und das betrifft (wohlgemerkt!) nicht nur den Rang oder die Anzahl der Konzelebranten! Ferner wären noch gezieltere Überlegungen zur Gestaltung von gemeinsamen Gottesdiensten verschiedener Stufen wie Kinder mit Erwachsenen usw. erforderlich.

Ein weiteres Beispiel sei noch genannt: Gottesdienstfeiern internationaler Dimensionen. Es geht darum, praktikable, verständliche und zugleich erlebnisreiche Formen zu schaffen. Sicher gibt es Ansätze dazu, beispielsweise von der Jugend geschaffene Modelle oder an internationalen Wallfahrtsorten. Aber die offizielle Liturgie steht solchen Anlässen vielfach noch zu hilflos gegenüber. Etwa wenn man es im katholischen Bereich mit Hinweisen auf die (angeblich) weltumspannende Funktion des Latein bewenden läßt und von der Kenntnis der choralmäßigen Gloria, Sanctus und Agnus Dei Wunder erwartet. Wie die Praxis zeigt, kann das kaum dazu führen, daß sich Christen verschiedener Zunge auf Dauer gesehen freudig um den Altar scharen. Sicher gelingt es manchmal, aber eine Beschränkung darauf ist zuwenig. Jugend singt im Alltag beispielsweise kaum Lieder in klassischen Sprachen, sondern englisch, französisch usw., und das mit Schwung. Praktikable Alternativen und entsprechender Austausch von Modellen könnten davor bewahren, daß jeder im Ernstfall (vgl. Kongresse, Urlaub usw.) „von vorn beginnen muß“.

Ferner: Wie steht es mit ökumenischen Gottesdienstmodellen im eigentlichen Sinne. In ihnen sollte Gemeinsames vorhanden sein, aber auch jede Kirche aus der Fülle ihrer Tradition einbringen. Gerade hier gilt es zu ermuntern, d. h. weniger ab- statt aufzubauen!

Sicher brennt manchem bei der Vorstellung von solcher Variabilität die Frage auf der Zunge: Wo bleibt denn da die Einheit. Nun: Einheit sollten wir nicht mit Einheitlichkeit verwechseln. Die Einheit ist gegeben in Christus, dem ersten Liturgen. Was die

Einheitlichkeit betrifft, sei auf die zahlreichen „Wiedererkennungsteile“ auch der heutigen Liturgie verwiesen, und zwar sowohl in Texten als auch in Strukturen. Doch dürfen wir dieses Problem der Einheitlichkeit auch nicht überstrapazieren. Oder: Was würden wir sagen, wenn in jeder katholischen Kirche sonntags dieselbe Predigt gehalten werden müßte? Es genügt, daß das Wort „ihn“ verkündet und dabei unterschiedliche Details hervorkehrt. Warum soll nun aber das, was für die Predigt gilt, nicht in etwa auch für die Liturgie gelten können? Trotz belebender Abwechslung enthält sie nämlich eine Fülle von Elementen, in denen Gemeinde Kontinuität erfährt und worin sie sich „wiederfinden“ kann, und erfüllt damit eine der mit Recht an den Gottesdienst gestellten Forderungen!

Neben diesen die Form betreffenden Positionen wäre bei der Gottesdienstgestaltung auch noch stärker die *räumliche Komponente* zu berücksichtigen. Das betrifft nicht etwa lediglich den Kirchenraum, sonstige Gemeinderäume, den Privatraum oder Feiern im Freien (Camping!) an sich. Es geht vielmehr darum, daß das Räumliche auf den Gottesdienst wirkt und umgekehrt bzw. beide aufeinander bezogen sind. Es geht ferner um die Zuordnung der Raumpartien, die Gestaltung und Variabilität der Ausstattung, die zeitgemäße Funktion und Variation von Gerät und Gewand. Gemeint bei der räumlichen Komponente ist auch der Lebensraum im weiteren Sinne. So wird sich beispielsweise Gottesdienst in nördlichen und südlichen Breiten voneinander unterscheiden, vitalere und getragene Mentalität zu berücksichtigen sein. Wichtig erscheint hier: vom Wert des eigenen überzeugt sein, aber auch die Art des anderen respektieren und sich an ihr freuen.

Etwas sei auch zum liturgischen *Zeitverständnis* gesagt. Abgesehen davon, daß hinsichtlich der Gestaltung des liturgischen Jahres noch manche Fragen offenblieben (Überlagerungen usw.), geht es jedoch nicht nur darum. Wenn beispielsweise die Osternacht Licht einsetzt, setzt dies voraus, daß der Gottesdienst in der Dämmerung oder am Abend stattfindet. Das betrifft aber nicht nur diesen Fall. Es wäre darauf zu verweisen, daß der Gottesdienst auf unterschiedliche Situation des Stundenansatzes von Morgen und Abend und auf Tageszeiten und die damit verbundene Lage des Menschen (Ruhe, Arbeitswelt) Rücksicht nehmen müßte. Ferner auf die Unterschiede von Sonntag und Woche, auf Feste und sonstige Differenzierungen im Jahresablauf. Und das nicht nur, indem man einige andere Gebetstexte anbietet oder Lieder und Lesungen auswechselt. Wenn die alten Brevierhymnen von Sonnenaufgang, Tageshitze und Last sprechen, haben sie hier Wesentliches im Griff. Solches gälte es „zu übersetzen“.

ß) Einzelheiten

Im Anschluß an die Erörterung allgemeiner Perspektiven ist nach der Form im engeren Sinne zu fragen, hier nach den Strukturen und Einzelelementen liturgischer Feier. Aus der reichen Fülle seien einige Ansatzpunkte genannt. Zunächst einmal stellt man fest, und das ist ein Positivum, daß es seit dem II. Vatikanum eine verstärkte Lebendigkeit und Vielfalt des Gottesdienstlichen gibt. Schauen wir uns etwa in liturgischen und pastoral-wissenschaftlichen Zeitschriften um, haben wir acht auf vervielfältigte Blätter und Pfarrbriefe – Anregungen begegnen uns auf Schritt und Tritt. Ein Zweites: Hören

wir aufmerksam auf Warnungen und Verbote kirchenamtlicher Stellen und Unkenrufe sonstiger Institutionen und Institute, entsinnen wir uns zahlreicher Mahnungen und Verbote – auch hier Material in Fülle.

Soll das ein Signal zum Aufstand sein? Nun, ein ernstzunehmender Beobachter wird kaum allen (speziell manchen zum Teil gesunder Psychologie und Soziologie widersprechenden) Vorschlägen das Placet erteilen können. Andererseits ist es ebensowenig am Platze, positiven Dialog zu scheuen und nach kurzem Schußwechsel sofort die rote Lampe mit der Aufschrift „Stopp“ zu heben oder die rote Karte (Sport: vom Platz gestellt) zu ziehen. Man fragt sich doch ernstlich: Braucht Eucharistiefeier – jedem, der das Glück hat, an einem jüdischen Pessach teilzunehmen, wird das immer wieder bewußt – wirklich immer einen Kelch und eine Brotschale, die durch Detailvorschriften für „würdig erklärt“ wurden? Sind etwa Studentenseelsorger und Jugendkapläne, die nach in dieser Hinsicht zwar ungewohnten, aber doch sachgerechten Wegen suchen (sicher sind das nicht alle!), tatsächlich liturgische Wilderer? Vielleicht sind manche dazu geworden. Ein Großteil aber sicher deshalb, weil die Liturgiewissenschaft sie – nach Zeiten erfolgversprechenden Neuansatzes – alleine gelassen hat.

Einige Worte seien noch zu den drei Hauptblöcken liturgischen Vollzuges gesagt, zunächst zum *Wortgottesdienst*. Hier wäre daran zu erinnern, daß auf diesem Sektor noch manches Terrain zu erringen ist. Das betrifft das Stundengebet, und zwar seine Einbürgerung und neue Formen, den Stellenwert von Andachten und verwandten Arten sowie die freie Wortliturgie. Nicht vergessen sei das breite Feld des Meditativen mit allen seinen Anregungsmöglichkeiten.

Auf dem Sektor *Sakrament* seien vor allem die drei Bereiche herauszuheben, bei denen eine ständige Reform unumgänglich ist. Es sind die am häufigsten wiederkehrenden Feiern, d. h. Eucharistie, Buße mit Bußfeier (vgl. J. PINSK) ¹⁹ und Krankensalbung. Hier wurde vieles Erfreuliche erreicht, leider aber auch mancher kostbare Ansatz, speziell hinsichtlich der oben skizzierten Perspektiven, versäumt oder abgewürgt. Man kann sagen: Es bleibt noch mehr zu tun, als getan wurde.

Daneben ist noch der Bezirk *Sakramentalien* zu erwähnen. Beispielsweise der Umkreis Benediktion–Segnung. Hier müßte einerseits der alttestamentlich-jüdische Hintergrund (Berakah) viel nachhaltiger ins Auge gefaßt und darauf basierend andererseits das durch Christus gebrachte radikal Neue konsequenter berücksichtigt werden: Segen kann man seit Jesus nicht mehr begreifen ohne ihn und das Paschamysterium. Vor allem: Sein Wesen und seine Wirkung sind nicht mehr ungebrochen ablesbar am Ergebnis. Es vermag sich nämlich in Glück (wie der Mensch es meist versteht), aber ebenso in Kreuz und Tod zu verbergen. Von solcher Gesamtsicht her könnte man dann auch leichter Fehlformen überwinden, abergläubische Praktiken (wie sie im Volksbrauchtum leider noch oft bestimmend sind) eliminieren und vor allem die bestehenden positiven Ansätze zu echt geistlichem Gewinn ausweiten. Schließlich sei noch das Element Zug–Prozession genannt. Auch hier müßten in stärkerem Maße zeitgemäße Anregungen zur Gestaltung, beispielsweise Einbau von aktuellen Stationen usw., angeboten werden. Die in gegenwärtigen Ordnungen üblichen, meist knappen Angaben etwa eines Psalms oder Liedes für den Weg oder der Verweis auf Rosenkranzgebet ist mangelhaft. In besonderer Weise gilt das Gesagte auch für ein erfreulicherweise wieder

mehr im Kommen begriffenes Gebiet: die Szenische Liturgie (vgl. Auferstehungsfeier). Hier geht es zunächst einmal darum, den spirituellen Hintergrund neu zu durchdenken. Dabei wäre auch zu erwägen, welche breite Rolle dieses Element im menschlichen Alltagsleben spielt. Hinsichtlich der Gestaltung heißt es, einen Mittelweg zwischen Puritanismus und barockem Überschwang zu finden.

Alles in allem kann man hinsichtlich der genannten Details sagen, daß die Neugestaltung seit dem II. Vatikanum wohl Anlaß zu mancher Freude über das Erreichte gibt. Daneben sind aber auch viele verpaßte und vor allem noch zahlreiche bleibende offene Chancen zu registrieren²⁰.

4. Wahrung der wiedergewonnenen Grundhaltung

Noch ein Wort zu dem, was im ganzen betrachtet im Augenblick das Entscheidendste ist, wichtiger als die genannten Details: die neue bzw. wiedergewonnene liturgische Grundhaltung nicht verspielen! Es geht dabei, Verantwortungsbewußtsein selbstverständlich vorausgesetzt, um Erhaltung und Verstärkung echter Großzügigkeit, fern kleinlicher Enge. Besonders dringlich erscheint, daß Liturgie wieder aus überzeugter Fülle und mitreißendem Enthusiasmus stärkere Strahlungskraft gewinnt. Daß sie mehr von Freude, Optimismus und Lebendigkeit geprägt ist. Liturgie muß dabei vor allem darauf bedacht sein, dem Menschen Lebenswerte, Hoffnung und Zuversicht zu vermitteln. Darauf achten, was der Mensch heute sucht — leider oft nicht mehr in der christlichen Gemeinde. Zum Beispiel: Verstandenwerden, Geborgensein, das meditative Element — aber auch das Sich-entfalten-, -entspannen-Wollen. Ferner: gewinnende Formen, Lied und Musik, Schönes und Belebendes (nicht ewiges Problematisieren) und schließlich echt Enthusiastisch-Ekstatisches.

Das gelingt nicht von heute auf morgen. Dazu bedarf es vielfältiger Überlegungen. Vor allem aber ist dabei wichtig: nicht Abkapselung und Angst vor der Welt, sondern Offenheit. Nicht Rückzug in Bastionen, sondern Offenheit der Sinne, Bereitwilligkeit der Hände, verantwortungsbewußtes Experiment und vor allem ein weites Herz. „Den Menschen ernst nehmen“ (vgl. GUARDINI)!

V. Ergebnis — Perspektiven

Die Hauptfrage unserer Überlegung lautet: Brauchen wir eine zweite Liturgiereform? Wir haben gemeinsam den Horizont eines für Theologie und Kirche wichtigen Themas abgeschritten. Was bleibt als Ergebnis?

Um es kurz zu sagen: Wir brauchen keine zweite, keine neue Liturgiereform, wir brauchen eine ständige. Das, was als Aufbruch um 1963 so viele beflügelte, darf nicht wieder versanden. Dabei ist ständige Liturgiereform keine fixe Idee, kein Zugeständnis etwa an eine falsch verstandene Philosophie des „Es ist alles im Fluß“. Sie bildet letztlich nicht einmal ein bloßes Zugeständnis an den Menschen, sondern (alle ihn betreffenden Aspekte selbstverständlich bejaht) eine logische Konsequenz aus der unendlichen Fülle Gottes sowie dem Reichtum seiner Schöpfung und Offenbarung, die sich

mitteilen wollen. So stellt sie ein freudig von ihm entgegengenommenes Geschenk und zugleich bereitwillig geleistetes Tun dar. Sie ist getragen von der Überzeugung, daß Gottes Geist weht — auch in unserer Zeit — und daß er sich dabei menschlicher Hände bedient. Sie ist durchtränkt vom Glauben, daß er auch die heutige Menschheit heil machen will und kann. Es ist das Bewußtsein, daß Gott auch heute „brennende Dornbüsche“ seiner Gegenwart entzündet, daß er sowohl in Sturm als auch in Stille zu sprechen vermag. Es ist schließlich das Wissen darum, daß christliche Liturgie selbst brennender Dornbusch sein kann, in dem sich Gott zeigt und zu dem der Mensch gerufen ist.

Doch muß auch Liturgie selbst arbeiten, muß immer wieder zu erspüren suchen, was notwendig ist: Licht, Wärme, Trost. Erkunden, was den Menschen freut und was ihn bedrückt. Dazu ist von seiten des Menschlichen her in der Liturgie der ständige Dialog mit der gegenwärtigen, sich wandelnden Welt nötig. Um das tun zu können, sind Verordnungen, Dokumente und Konstitutionen zwar wichtig, aber nur ein bescheidener Impuls oder Auftakt. Es heißt vor allem, darauf zu schauen, wo sich die Perspektiven dieser Welt zeigen: im konkreten Leben, im Alltag, in der Wissenschaft, in der Kunst, d. h. etwa Theater, Musik, Literatur usw., bei den Jungen und Alten, Fröhlichen und Trauernden, im Spiel, in Arbeit, in Muße.

Es heißt also, sich stets mühen, die Fragen der Menschheit zu verstehen und Antworten versuchen. Sicher sind es oft die alten Probleme. Aber sie werden — gestern und heute — zwar unterschiedlich, gestern und heute aber doch auch zugleich je neuartig bzw. anders existentiell „betroffen“ gestellt. In ihnen schwingt auch heutzutage — bewußt oder unbewußt — das Innere des einzelnen bis in die Wurzeln seines Ich.

Daneben — was für das Christliche freilich im Grunde eigentlich heißt „in erster Linie“ — müssen wir stets neu hören, was Gott spricht. Heraushören, was er uns sagt, sich bemühen, seine Botschaft umzusetzen. So betrachtet sind auch „Ordnungsrufe“ (d. h. „Rufe zur Ordnung“) derer, die in seiner Gemeinde in besonderem Maße Verantwortung tragen, beispielsweise liturgieverantwortlicher Instanzen, und zwar speziell der Männer und Frauen, die zwischen den Weltkriegen und danach im ersten Glied der liturgischen Erneuerung standen, nur eine Hälfte ihres Auftrages²¹. Die andere Hälfte lautet: Ermunterung zu ernsthafter Suche, Erzählen von eigenen Schwierigkeiten damals, Resignation überwinden helfen, der gegenwärtig tragenden Generation vertrauen und sie arbeiten lassen. Vor allem: Möglichkeiten schaffen, neue Wege zu erproben und sich mitfreuen an Erfolgen²².

Im gegenwärtigen Ringen um den rechten Weg kann uns in diesem Zusammenhang vielleicht ein Wort zu *denken* geben, das vor einiger Zeit von einem Mann der ersten Stunde der Jugendbewegung gesprochen wurde (W. DIRKS): „Alle wesentlichen Elemente der Liturgiereform, die mit dem Konzil verknüpft sind, wurden vor fünfundsiebenzig und vierzig und zwanzig Jahren in Rothenfels vorweggenommen, ‚ungehorsam‘ gegen die Bestimmungen der Römischen Liturgie, oft in bewußtem Gegensatz zum Ortsbischof oder Episkopat. Aber dieser Ungehorsam war schöpferisch, er hat Geschichte gemacht. Heute verzeihen ihn uns viele, die damals besorgt waren. Im Ritteraal von Burg Rothenfels haben auch gar nicht an der Religion interessierte Zeitgenossen gelernt, welche Kraft und welche Freude von einer Feier der Eucharistie ausgehen kann“²³.

Fassen wir zusammen: Echte Liturgie, solche die sich als auf dem Weg befindlich versteht, wird stets Ausdruck und Niederschlag des Lebens sein und somit von Wandel und ständiger Reform geprägt sein müssen. Im Horizont dieses gegenwärtigen und sich wandelnden Lebens trifft man sich im Namen Jesu. Man klagt, man fleht, man dankt und feiert. Man ist Mensch. Aber Mensch — Menschheit unter dem Zeichen des Paschamysteriums von Erniedrigung (Tod) und Verherrlichung (Auferstehung) hier und heute. Getröstet im Glauben, aber auch mutig für die Gemeinde und froh in Hoffnung. Zu all dem soll und muß auch Gottesdienst, ein wesentlicher Part unseres Glaubens und Christseins, helfen, dazu darf er beitragen.

Dem Glauben geht es um existentielle Interpretation von Gott (in Christus) und Menschsein. Um dasselbe geht es der Liturgie. Bei ihr geschieht es im Koordinatensystem des Feierns, es muß geschehen in zeitgemäßem Gewand. Auch Gottesdienst muß stets Dokumentation und Demonstration sein. Und zwar geprägt von Zeugnis kraft und gestaltet als Zeugnisausdruck der jeweiligen Zeit²⁴.

Von daher wird auch die letzte Antwort auf unsere Fragestellung stets die gesamte polare Ambivalenz, und zwar die fragwürdige, mehr aber noch die positive Seite der heutigen Zeit ins Auge fassen müssen, um „die Welt (wirklich) ernst zu nehmen“ (vgl. GUARDINI). Die Antwort lautet: *Wir brauchen keine zweite, wir brauchen eine ständige Liturgiereform!*

Lassen sie uns zur abschließenden Interpretation unserer Antwort — und zwar hier zunächst hinsichtlich des „deutschen Weges“ — einen Schritt in die Geographie tun. In unserer Betrachtung sind mehrfach drei Orte angeklungen, die für die Liturgie Wichtiges einbrachten. Sie sollen den Beschluß bilden: Maria Laach, Klosterneuburg und Rothenfels²⁵. Warum? Nun, vielleicht kann eine zeitgemäß weitergeführte gesunde Mischung von Laacher Theologie, Klosterneuburger Volksliturgie und wagemutigem Rothenfels uns auch in Zukunft weiterhelfen. Und zwar deshalb, weil allen dreien die Richtung der Antwort gemeinsam ist, die allein zukunftsfruchtige Perspektiven verspricht. Sie lautet: „Darin liegt der Adel und die Schönheit unseres Glaubens, daß wir das Herz haben, etwas zu wagen“ (J. H. NEWMANN)!

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu H. U. v. BALTHASAR, Romano Guardini. Reform aus dem Ursprung (Münchener Akademieschriften 53 [München 1970] 107). Grundsätzlich vgl. auch H. R. SCHLETTE, Romano Guardini — Werk und Wirkung (Bonn 1973).

² Dazu vgl. die Besprechung des in Anm. 1 genannten Werkes BALTHASARS durch B. NEUNHEUSER ALw 14 (1972) 206–208, hier 207. — Betreffs GUARDINIS Wirken auf Burg Rothenfels u. a. vgl. W. DIRKS, Fünfzig Jahre Burg Rothenfels (Burg Rothenfels am Main — Rothenfelser Schriften Bd. 1 Hg. Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e. V. [Burg Rothenfels 1968] 3–7, hier bes. 5). Bzgl. Brief G. zum Liturgischen Kongreß in Mainz vgl. R. GUARDINI, Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung. Ein Brief (LJb 14 [1964] 101–106). Wichtig für die Gesamtbeurteilung auch A. STOHR (Hg.), Ein Wort zur liturgischen Frage (Mainz 1940, als Manuskript gedruckt). Darin findet sich nach einem Vorwort des Hg. ein Brief G. mit grundlegenden Ausführungen zur damaligen Lage (Themen z. B.: Liturgismus; Praktizismus; Dilettantismus; Konservatismus [sic!]; Gefahr des behördlichen Kurzschlusses). Vgl. auch die Daten in Anm. 23.

³ Hinsichtlich Abt Ildefons HERWEGEN vgl. die treffliche Kennzeichnung von Th. KAMPMANN: Abt Ildefons Herwegen von Maria Laach, den wir als *Vater* der liturgischen Erneuerung in Deutschland verehrten (!), gab ab 1918 eine bemerkenswerte Schriftenreihe heraus unter dem Titel „Ecclesia Orans“. Das erste Bändchen verfaßte Romano Guardini: „Vom Geist der Liturgie“. Vgl. dazu F. WECHSLER, Romano Guardini als Kerygmater (Paderborn 1973) 9 („Zum Geleit“).

⁴ R. GUARDINI, Vom Geist der Liturgie (Freiburg 1918).

⁵ Jlw 1 (1921) und 2 (1922). Hinsichtlich der Kontroverse zwischen G. und O. CASEL vgl. Jlw 1 (1921) 125, Anm. 1.

⁶ Bzgl. P. PARSCH vgl. J. ZABEL, Pius Parsch, Wegbereiter der liturgischen Erneuerung (Königstein 1966). Ferner: N. HÖSLINGER, Was würde Pius Parsch dazu sagen, Eine Betrachtung anlässlich seines 20. Todestages (11. März 1974) (Bibel u. Liturgie 47 [1974] 1–4).

⁷ Betr. Beispiele für das „Hodie“ vgl. die Initienverzeichnisse bei R. J. HESBERT, Antiphonale missarum sextuplex (Brüssel 1935) und DERS., Corpus antiphonarium Officii, Vol. I: Manuscripti „Cursus Romanus“ (Rom 1963).

⁸ Vgl. dazu Th. KLAUSER, Kleine Abendländische Liturgiegeschichte (Bonn 1965), passim mit seinen grundlegenden Ausführungen und die oft daraus gezogenen falschen Schlüsse.

⁹ Dazu vgl. die Ausführungen und Diskussionen in den zeitgenössischen liturgischen Zeitschriften. Besonders instruktiv etwa Liturgische Zeitschrift 1(1929)–5(1933) und Liturgisches Leben 1(1934)–6(1939).

¹⁰ KONSTITUTION des zweiten Vatikanischen Konzils „Über die Heilige Liturgie“ (4. 12. 1963), Art. 21 (zit.: DsLit).

¹¹ DsLit, Art. 37 (Einheit und Vielfalt).

¹² Vgl. dazu LITURGIA HORARUM (Rom 1971) und die als Einzelfaszikel erschienenen Teile des PONTIFICALE ROMANUM (seit 1968 [Ordinationsriten]) und RITUALE ROMANUM (seit 1969 [Taufordnung]).

¹³ Solches „sprunghaftes Vorgehen“ ist seit Beginn der Liturgiereform festzustellen und leider noch immer nicht ausgestorben.

¹⁴ Vgl. E. BISER, Zwischen vergebenen und offenen Chancen (Notwendige Bücher, Heinrich Wild zum 65. Geburtstag [München 1974]) 28–32.

¹⁵ Hinsichtlich des Schlagwortes „Genug der Reformen“ sei auf „Traditionalistische“ Stimmen und Bewegungen verwiesen. Was das Thema „Zweite Liturgiereform ist nötig“ angeht, vgl. D. A. SEEBER, An der Jahreswende (Herder Korrespondenz 28 [1974] 1–5, bes. 4–5). Vf. nennt Erfordernisse u. a.: Variation, Anreicherung, Ausschöpfung des Vorhandenen, Abwechslung (z. B. zwischen Eucharistie, Wortgottesdiensten usw.), größere Souveränität hinsichtlich Rubrizistik, mehr Strahlungskraft, ökumenische Aspekte.

¹⁶ Betreffs „Geschichte“ sei auf die mit den anfangs genannten Namen GUARDINI (Rothenfels), HERWEGEN (Maria Laach) und PARSCH (Wien–Klosterneuburg) verbundenen Positionen bzw. „geistigen Programme“ verwiesen. Hinsichtlich „Beobachtung der Zeit“ ist an Veröffentlichungen in theologischen und populären Zeitschriften zu erinnern, ferner an nun auch in der Liturgik übliche Umfragen und an persönliche Erfahrungen. Besonders auffällig erscheint Vf., daß viele der Pioniere der ersten Stunde der Liturgiereform, die damals Mutiges wagten, bezüglich heutiger Reformen so schnell mit dem Einwand bei der Hand sind: der Glaube sei gefährdet, ein Vorwurf, den sie damals ihrerseits hören mußten und gegen den sie sich wehrten. Vgl. dazu etwa Schriften wie M. KASSIEPE, Irrwege und Umwege im Frömmigkeitsleben der Gegenwart (Kevelaer 1939) und A. DOERNER, Sentire cum Ecclesia, Ein dringender Aufruf und Weckruf an Priester (Mönchengladbach 1941).

¹⁷ Vgl. dazu Mt 13, 52.

¹⁸ Dazu vgl. etwa die grundlegenden Perspektiven von A. WINTERSIG, Liturgie und Frauenseele (Freiburg 1925). Hinsichtlich der Details seiner Ausführungen kann man ohne Zweifel anderer Meinung sein.

¹⁹ Vgl. dazu beispielsweise die Diskussion um die „Andachtsbeichte“, die J. PINSK vor dem zweiten Weltkrieg geführt hat (Liturgisches Leben; vgl. Anm. 9).

²⁰ Hinsichtlich der Details vgl. die Diskussion in zeitgenössischen Zeitschriften. Guter Überblick jeweils im Literaturbericht des ALw.

²¹ Dazu vgl. die Ausführungen von Weihbischof E. TEWES in Verbindung mit einem Interview der Herder Korrespondenz 28 (1974) 133–142. Kurzfassung: KNA, Katholische Nachrichten — Bayerischer Dienst 1974, Nr. 45 (Donnerstag, 14. März).

²² Vgl. dazu die in dieser Hinsicht prachtvollen Wegweisungen eines Bischofs: W. KEMPF, Über Konflikte und ihre Lösung, Brief an die Gemeinden des Bistums zur österlichen Bußzeit (Limburg 1972). DERS., Gemeinden von heute, Gemeinden für morgen, Brief usw. an die Gemeinden des Bistums zur Fastenzeit (Limburg 1974).

²³ DIRKS, Fünfzig Jahre Burg Rothenfels (vgl. Anm. 2) 6. Vgl. auch die Perspektiven in dem Bericht: VEREINIGUNG der Freunde von Burg Rothenfels (Hg.), Romano-Guardini-Gedenktagung auf Burg Rothenfels am 27./28. Oktober 1973 (Rothenfels 1973). Ferner vgl. die Daten in Anm. 2.

²⁴ Dazu vgl. J. FEINER — L. VISCHER (Hg.), Neues Glaubensbuch (Freiburg 1973) passim. Ferner vgl. die Daten in Anm. 22.

²⁵ Vgl. dazu die Daten Anm. 16. Zur gegenwärtigen Diskussion um die Liturgiereform vgl. auch die Beiträge in: Internationale katholische Zeitschrift 1974, 1 ff.